

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 3

Artikel: Himmlische und irdische Liebe
Autor: Häberlin, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wenn einer die Ueberlegenheit des klassischen Griechentums erfahren will, dann soll er mit der Masse der neuzeitlichen Literatur über die Erotik vergleichen, was Plato in seinem unvergänglich schönen « Gastmahl » den Sokrates darüber sagen lässt. Man muss freilich verstehen können, was man liest, sonst hilft selbst Plato nichts. Wer z. B. den Sinn der unnachahmlich feinen

Schlußsätze der Rede des Sokrates mit dem höchst unklaren Begriff der « Sublimierung » zu deuten oder überhaupt zusammenzubringen unternähme, der würde damit eben nur beweisen, dass er Feineres nicht einmal dann zu kapieren vermag, wenn man es ihm auf die klarste Weise demonstriert.

Wir möchten für die fatale Unfeinheit der Beobachtung und des Denkens, die sich in der heute verbreitetsten oder doch lautesten Auffassung des Eroti-

sehen und seines Verhältnisses zum geistigen Leben äussern, nicht die Psychoanalyse allein verantwortlich machen. Die Psychoanalyse ist darin selber nur ein Zeichen und Ausdruck der Zeit. Aber sie hat allerdings, und dies ist gewiss ein Verdienst, am konsequentesten jene Auffassung durchgeführt, und nicht zuletzt darum konnte sie Führerin für eine mächtige Tendenz der Zeit werden. Sie hat in grossartiger Vereinfachung die komplexen Triebkräfte des kulturellen Lebens, die in ihrer problematischen Gegensätzlichkeit und vielgestaltigen Verschlingung so schwer fassbar sind, auf einen auch dem anspruchslosen Verständnis zugänglichen Generalnenner gebracht und ist dadurch der Simplizität des durchschnittlichen Geistes entgegengekommen. Ganz davon zu schweigen, dass sie damit zugleich einer verbreiteten geistigen (oder pseudogeistigen) Uebersättigung und einer damit zusammenhängenden Opposition gegen alles « Geistige » die Sprache lieh. Wir möchten die Bedeutung dieser Mission nicht gering anschlagen. Sie scheint uns einen notwendigen Gesundungsprozess einzuleiten. Soll sie dies aber tun, so muss der Prozess nun weitergehen. Ein Fieber ist zwar für den Heilungsvorgang notwendig; aber es muss auch wieder überwunden werden.

Hier handelt es sich um die These, dass Liebe und Liebe überall ein und dasselbe sei, und zwar eben Erotik, deutlicher noch: Sexualität. Liebe zum Weibe, Liebe zum Freund, Liebe zur Natur, aber auch Liebe zum Schönen, Liebe zur Wahrheit, Liebe zum Guten. Aus dem sexuellen Urbedürfnis steigt durch mannigfache Verwandlung, Hemmung

und doch wieder listige Durchsetzung das Ganze menschlicher Kultur auf: Gesellschaftsbildung, Politik, Fürsorge und Erziehung, Kunst und Sitte, Philosophie und Religion. Alles ist Eins, alles erklärt sich aus dem Einen, das wir alle ohne weiteres verstehen und das wir alle besitzen. Jeder trägt, kraft seines Sexualtriebes, den Marschallstab höchster Kultur in seinem Tornister. Trieb ist alles, es kommt nur auf seine Verwandlungsform an.

« Darum auch, behaupte ich, sollte jedermann den Eros ehren, und ehre ich auch selbst alles, was zur Liebe gehört, und übe mich darin ganz vorzüglich, und ermuntere auch andere dazu, und preise jetzt und immer die Macht und Durchschlagskraft des Eros, so sehr ich nur vermag. » So spricht wahrhaftig Sokrates, und man könnte ihn für einen Modernen halten, wenn man das attische Salz nicht spürte, das seine Rede würzt. Köstlich in seiner ironischen Wiederholung und Steigerung schon dieser eine Satz. Damit aber jeder es merke, fügt Sokrates malitiös hinzu: « Willst Du nun, Freund Phädrus, so nimm diese Rede dafür an, dass ich sie als eine Lobrede auf den Eros gesprochen; wo nicht, so nenne sie wie und wonach Du sie nennen willst. »

Welches war nun der Sinn dieser Rede, die man als Lobrede auf den Eros nehmen kann, wenn man will — oder auch für etwas anderes? Lieber Leser, nimm das « Gastmahl » zur Hand und lies die Rede selber, langsam und mit Versenkung in jedes Wort. Lass Dir von Sokrates selber zeigen, worum es geht. Lass Dir von ihm sagen, wie und was der erzogene Mensch liebt, und welches

die Liebe ist, auf die es ankommt, und was sie mit der Erotik zu tun hat. Oder wenn Du das « Gastmahl » nicht zur Hand hast, so will ich hier ein paar Sätze hersetzen: « Denn dies ist die rechte Art, sich auf die Liebe zu legen, ... dass man vom einzelnen Schönen beginnend ... immer höher hinaufsteige gleichsam stufenweise von einem zu zweien, und von zweien zu allen schönen Gestalten, und von den schönen Gestalten zu den schönen Sitten und Handlungsweisen, und von den schönen Sitten zu den schönen Kenntnissen, bis man von den Kenntnissen endlich zu jener Kenntnis gelangt, welche von nichts anderem als eben von jenem Schönen selbst die Kenntnis ist ... Und an dieser Stelle des Lebens ..., wenn irgendwo, ist es dem Menschen erst lebenswert, wo er das Schöne selbst schaut, welches, wenn Du es je erblickst, Du nicht wirst vergleichen wollen mit köstlichem Gerät oder Schmuck, oder mit schönen Knaben und Jünglingen, bei deren Anblick Du jetzt entzückt bist. Jetzt lässest Du, wie viele andere, gern Essen und Trinken, um nur mit dem Liebling vereinigt zu sein. Was sollen wir erst glauben, wenn einer dazu gelangte, jenes Schöne selbst rein und unvermischt zu sehen, das nicht mehr angetan ist mit menschlichem Fleisch und Farben und anderem sterblichem Flitterkram — das göttlich Schöne selbst in seiner Einartigkeit? Meinst Du wohl, dass einer ein schlechtes Leben führen könne, der dorthin sieht und jenes erblickt und damit umgeht? Oder glaubst Du nicht, dass ihm, wenn er schaut, wie man das Schöne schauen muss, dort allein zu Teil

werden könne, nicht nur Scheintugenden zu erzeugen, ... sondern wahre, weil er das Wahre berührte? ... Solches ... glaube ich, und wie ich es glaube, suche ich es auch andern glaublich zu machen, dass, um zu diesem Besitz zu gelangen, nicht leicht jemand der menschlichen Natur einen bessern Helfer finden könnte als den Eros. » — Und dann folgt das bereits angeführte Lob des Eros mit dem vielsagenden Schlußsatz.

Ist es danach noch nötig, ausdrücklich zu sagen, was Sokrates mit seiner Rede, die man als Lobrede auf den Eros « nehmen kann, wenn man will », gemeint hat? Die menschliche Natur, verhaftet ihren Trieben, ist nicht ohne weiteres fähig, das Schöne, das Wahre, das Gute zu schauen und sich ihrem Dienste hinzugeben. Sie kann zunächst nur lieben, was Fleisch und Blut hat, und damit lässt sich das wahrhaft Liebenswerte nicht vergleichen. Es ist aber Aufgabe des Menschen, durch alle Stadien triebvermischter Liebe hindurch endlich die reine und unvermischte Liebe zum Schönen und zum Guten zu gewinnen. Wie dieses Gute von besonderer Art ist, nicht zu verwechseln mit « sterblichem Kram », so ist auch die Liebe dazu eigenartig, nicht zu verwechseln mit triebhafter Zuneigung. Sie ist nicht Erotik in diesem Sinne, sondern etwas ganz anderes. Aber es ist richtig, dass der « Eros » für die Entwicklung dieser geistigen Liebe (zum Schönen, Wahren, Guten) ausgezeichnete Helferdienste leisten kann, und sofern er das kann, ist er zu preisen. Er kann es aber deshalb, weil er, als Liebe zu vergänglichen Dingen, doch schon mit höherer Liebe gepaart zu sein pflegt: was Eros genannt wird, ist nie-

mals nur sinnlich-triebhafter Liebe, sondern eine Mischung des Triebes mit geistigem Interesse, wenn auch mit Vorwiegen des Triebcharakters. Darum lieben wir im geliebten Wesen oder Ding niemals nur das Objekt unseres sinnlichen Bedürfnisses, sondern wir sehen in ihm zugleich ein Sinnbild höherer, geistiger Werte (des Schönen, Guten, Wahren) und lieben es mit um dieser Werte willen. Unsere Aufgabe nun, durch deren Lösung wir zur Würde des Lebens aufsteigen, besteht gerade darin, dass wir uns immer mehr von der triebhaften Seite des Eros emanzipieren, damit sein geistiger Einschlag die Herrschaft gewinne und wir dann imstande seien, die Werte des Lebens rein und unvermischt zu schauen und ihnen zu dienen. Unsere Natur ist so beschaffen, dass wir den Zugang zu diesen Werten nicht anders finden können als durch trübere Stadien halb-sinnlicher Liebe zu « sterblichem Kram » hindurch; wir brauchen das, was man Erotik nennt. Aber wir dürfen nicht dabei stehen bleiben; sie ist wertvoll nur als « Helferin ».

Dies also ist die Meinung des Sokrates. Er betont den notwendigen Prozess der Läuterung unseres Verhältnisses zu den Dingen. Diese Läuterung bedeutet nicht, wie es dem oberflächlichen Blick scheinen könnte, eine « Sublimierung » der Erotik, nicht eine Umwandlung gewisser Formen des Triebes in andere, höher zu schätzende Formen. Die Liebe zum Wahren und Guten und Schönen ist eben, nach Sokrates, nicht eine andere Form triebhafter Liebe, sondern sie ist nicht-triebhafter, geistige Liebe, eine Liebe, die niemals aus dem triebhaften Bedürfnis entstehen kann, sondern die

sich im Gegensatz zu diesem aus dem trüben sinnlich-geistigen Mischgebilde des Eros herauskristallisieren muss.

Das ist die erste grosse Ueberlegenheit des platonischen Sokrates über die psychoanalytische Psychologie: dass Sokrates die zweideutige, zusammengesetzte Natur aller wirklichen Liebe erkennt, wo diese Psychologie nichts als immer einen und eindeutigen Trieb sieht. Der sokratisch-platonische Eros ist etwas durchaus anderes als der psychoanalytische Sexualtrieb. Er enthält diesen, aber er enthält noch mehr, und zwar nicht nur noch etwas anderes, sondern etwas zu jenem Trieb durchaus Gegensätzliches. Der Eros nimmt an der geistig-sinnlichen Doppelnatur des ganzen Menschen Anteil. Und dies ist die wahre Ueberlegenheit Platons, diese Doppelnatur in allem Menschlichen erkannt zu haben, wo die Psychoanalyse nur eines sieht, weil ihr das feinere Unterscheidungsvermögen fehlt. Der Eros hat eine sinnliche, triebhafte Komponente, gewiss; aber er hat eine zweite Komponente, welche qualitativ von durchaus anderer Art ist, so sehr anders, dass sie mit der Sinnlichkeit in ständigem Kampfe liegt und dass sie nur unter Zurückdrängung des Triebhaften zur Herrschaft kommen kann. Der Eros ist Helfer zur höhern Lebensform gerade nicht wegen seines teilweisen Triebcharakters, sondern kraft seines Einschlages an geistiger Sehnsucht, welche auf etwas ganz anderes als auf Triebbefriedigung hinziele, nämlich auf das « richtige Leben », das sich nur im Kampf mit den Trieben entwickeln kann.

Zwei Grundinteressen, Urtendenzen des Wollens, Fühlens, Wünschens, Han-

delns sind es, welche die Richtung dieses Wollens und Handelns in uns bestimmen. Die eine ist am « Sterblichen » orientiert, ist Tendenz der Auseinandersetzung unseres besondern Ich mit der übrigen Kreatur. Sie äussert sich als sinnliches, naturhaftes, triebhaftes Liebesbedürfnis, sofern die Auseinandersetzung im Sinne der Vereinigung, Verschmelzung, « Identifikation » gewollt ist. Das ist derjenige Trieb, den die Modernen meinen, wenn sie von Erotik oder, wie in der Psychoanalyse, von Sexualität reden. Dieser Trieb kennt keinen andern « Wert » als eben seine persönliche, subjektive Befriedigung durch Vereinigung mit dem Liebesobjekt. Dieser Wert hat keine Bedeutung über das Individuum hinaus, er ist an der persönlichen Sonderexistenz orientiert, ist ein « subjektiver Wert ».

Das andere Grundinteresse, das wir alle in uns tragen, will nicht Befriedigung in diesem persönlichen Sinne, sondern glaubt an das Bestehen objektiver, ideeller, geistiger Werte, die ihren Sinn behalten in alle Ewigkeit, auch wenn wir einzelne nicht mehr sind. Es ist die Ahnung davon, dass es ein Gutes, ein Richtiges, ein Wahres gibt, dem wir dienen sollen, ob wir dabei persönlich auf unsere Rechnung kommen oder nicht. Es ist geradezu die Sehnsucht, in unsern Wünschen und Handlungen von unserer persönlichen Gebundenheit loszukommen, die Sehnsucht nach « Sachlichkeit » der Lebensführung. Kraft dieser geistigen Tendenz schämen wir uns, wenn wir uns nur von persönlichen Beweggründen haben leiten lassen. Wir schämen uns, wenn uns persönliche, triebhafte Sympathien oder Antipathien dazu

vermoht haben, nicht das zu tun, was sachlich richtig ist — wenn wir die Gesetze der Wahrheit, der Güte, der Sittlichkeit verletzt haben, weil unsere Triebe stärker waren als unsere geistige Kraft. Unser ganzes Leben ist, ob wir es wahr haben wollen oder nicht, ein ständiger Kampf zwischen den subjektiven Ansprüchen unserer Triebe und dem gegensätzlichen Anspruch unserer geistigen Sehnsucht nach Freiheit vom « Ich », nach einem Leben unter der Klarheit der Ideen des Wahren, des Guten, des Schönen.

Und die Geschichte der Menschheit, die Geschichte der Kultur, ist nichts anderes als der menschheitliche Kampf zwischen Trieb und Geist. Sie ist keine « Entwicklung » des Triebes aus bestimmten Formen zu andern Formen, sondern Auseinandersetzung zwischen zwei Tendenzen, die von allem Ursprung her gegensätzlich sind. Das Wollen des Menschen ist seinem Wesen nach zwiespältig; nennt man die eine seiner Richtungen Trieb (oder einseitig Sexualtrieb), so darf man die andere, dazu gegensätzliche, nicht auch Trieb nennen, sonst verwandelt man den Gegensatz und täuscht auf billige Weise, durch das blosses Wort, eine Eindeutigkeit vor, welche eben in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Oder dann müsste man deutlich sagen: es gibt zwei « Triebe », einen subjektiven, sinnlichen, und einen geistigen, welcher zu jenem im praktischen Gegensatz steht und daher niemals aus ihm « abgeleitet » werden kann. Nicht auf das Wort, aber auf die deutliche Unterscheidung des faktisch Unterschiedenen, auf die Sauberkeit der Beobachtung und auf den Respekt vor der Realität kommt es an.

Diese wesenhafte Doppeltendenz des Menschen hat Sokrates gesehen. Aber er hat auch gesehen, dass immer beide Tendenzen vereinigt sind, und dass die innere Bewegung des Lebens gerade in diesem doppeldeutigen Charakter jedes Augenblicks begründet ist. So gibt es in Wirklichkeit keine rein geistige Beziehung des Menschen zu andern Menschen oder Dingen, aber es gibt auch keinen rein triebhaften Moment. In aller wirklichen Liebe ist irdische und himmlische Liebe gemischt. Die irdische Liebe ist der Trieb, der « das seinige sucht », und die himmlische Liebe ist die Liebe zum Guten, die nicht « das meinige » sucht, sondern die in allem Verkehr mit den andern das Reich der Güte aufrichten will. Kraft irdischer Liebe wollen wir uns am Objekt der Liebe befriedigen; kraft himmlischer Liebe wollen wir, dass das geliebte Wesen mit uns zusammen zur höhern Würde des Lebens sich entwickle.

Der Erzieher Sokrates weiss, was das heisst. Er will im geliebten Jüngling den Geist befreien, seinen Sinn für die ewigen Werte des Lebens öffnen, ihn die Ideen des Schönen und des Guten schauen lassen, auf dass er nicht mehr imstande sei, « ein schlechtes Leben zu führen ». Kraft himmlischer Liebe liebt er ihn nicht um des « sterblichen Flitterkrams » seiner Jugend und Schönheit willen, sondern um der Idee der Güte willen, die ihn heisst, aus jedem Menschen den guten Menschen zu machen. Darum schaut er gar nicht mehr auf « das Einzelne », überhaupt nicht mehr auf das « Sterbliche », sondern nur noch auf die Idee, und ihr, nicht dem Gegenstand seiner menschlichen Zuneigung, ist er anhänglich und dienstbar. Der sokra-

tische Eros ist die « gemischte » Zuneigung des Menschen zu seinem Gegenstand, in welcher Zuneigung sich irdische und himmlische, triebhafte und sittliche Liebe streiten, welche aber dazu bestimmt ist, immer reiner sittliche Liebe zu werden. Je mehr sie es wird, desto weniger wollen wir für uns, desto mehr geben wir uns dem Dienste an der Verwirklichung der Idee hin — desto weniger ist uns der Andere Gegenstand persönlicher Befriedigung, desto mehr Gegenstand der innern Hilfe zu seiner eigenen Höherbildung.

Sokrates selber sagt es deutlich: Wir lieben zwar auch das « Vergängliche », aber die Würde des Lebens wird um so mehr erreicht, je mehr wir das Ewige lieben. Je mehr wir im Gegenstand des Eros nicht mehr den Partner der Triebbefriedigung, sondern den Träger möglicher Güte sehen. Je mehr wir im Gegenstand der Zuneigung nicht diesen, sondern die Güte selber lieben, die himmlische Idee der « Vollkommenheit ». Geistige Liebe ist Liebe zum Geist, sittliche Liebe ist Liebe zum Guten. Der Eros ist zu loben, weil er trotz seiner subjektiven Gebundenheit an das Sterbliche doch auch diese Liebe zum Guten enthält und insofern die Möglichkeit enthält, durch wahre Bildung des Herzens immer mehr zu himmlischer Liebe hin sich zu läutern.

Der Begriff der Sittlichkeit ist ein geistiger, nicht ein triebhafter Begriff. Sittlichkeit heisst gerade nicht Liebe zum Menschen um unsertwillen, damit unser Liebesbedürfnis sich an ihm befriedige — sondern Liebe zum Menschen um der Idee des Guten willen, damit durch den Verkehr mit dem andern das

Reich des Guten aufgerichtet werde. Kraft sittlicher Liebe lieben wir nicht eigentlich den Menschen, sondern wir lieben das Gute und das mögliche Gute an ihm. Wie Sokrates sagt: die Güte selbst. Darum gehört es zur Sittlichkeit, dass wir das Schlechte nicht lieben, und auch das Schlechte am andern Menschen nicht, auch dann nicht, wenn wir durch triebhafte Zuneigung mit diesem Menschen verbunden sein sollten. Die sittliche Liebe wahrt immer noch die Kritik, die Unterscheidung zwischen gut und schlecht — während die triebhafte Liebe bekanntlich kritiklos ist. Darum können Konflikte entstehen; es ist möglich, dass demselben Gegenstande gegenüber unsere sittliche Liebe in Konflikt mit unserer « Verliebtheit » gerät, weil die erstere, mit ihrer Kritik, sich gegen die blinde Hingegebenheit der sinnlichen Liebe wehrt. Latent ist der Konflikt ja immer da; es ist einfach der Konflikt zwischen Trieb und Geist.

Aber wenn nun sinnliche und sittliche Liebe, wiewohl jederzeit vermischt und verquickt, ihrer Tendenz nach Gegensätze sind, und wenn es theoretisch einfach falsch und praktisch bedenklich ist, den Gegensatz hinwegdisputieren zu wollen, so glauben wir mit der Betonung des Gegensatzes doch nicht das letzte Wort gesprochen. Gewiss verträgt sich die Richtung der sittlichen (sokratischen) Liebe zum Guten nicht mit der sinnlichen Liebe zum « Sterblichen ». Diese ist Liebe zu einem konkreten Einzelnen, jene ist Liebe zu einer Idee, vor welcher der einzelne seine Bedeutung quasi verliert. Aber wir kennen eine dritte Art der Liebe, eine Liebe, von der Sokrates nicht ausdrücklich

spricht, wenn auch die Ahnung davon in seinem Lob des Eros sicher vorhanden ist. Diese höchste Form der Liebe schliesst die sittliche Liebe ein und wird doch dem einzelnen in all seiner Bedingtheit und Unvollkommenheit wieder gerecht. Sie kann es dadurch, dass sie zwar auch im geliebten Wesen zwischen gut und schlecht unterscheidet, dass sie aber über diese Kritik sich erhebt und es über sich gewinnt, nicht nur das Gute, sondern auch das Böse zu lieben.

Dies ist das Geheimnis der religiös begründeten Liebe, welche erst wahrhaft himmlische Liebe zu heissen verdient. Ihr Standpunkt ist nur zu gewinnen von jenem frommen Vertrauen her, dass alles, was ist, zuletzt in einem höhern als unserm menschlichen und menschlich-moralischen Sinne gut ist, weil es aus Gottes Willen stammt. Wer diesen Glauben hat, der wird zwar weiter für das Gute kämpfen, das Gute lieben um des Guten willen; aber er wird das Böse bei aller Kritik nicht mehr verachten. Seine sittliche Liebe wird bleiben, was sie ist: Liebe zur Idee des Guten. Aber die Kritik dieser Liebe wird ihn nicht hindern, auch in dem, was wir schlecht nennen, die Schöpfung Gottes zu sehen und es um Gottes Willen zu lieben — weil es da ist. So kommt vor dieser Liebe wieder die ganze Kreatur zu ihrem Recht, alles Einzelne, Unvollkommene, Sterbliche. Wir lieben nun zwar die Idee, aber wir lieben auch das « Unideale » im Wirklichen. Sokrates glaubt die wahre Liebe nur dort zu finden, wo der Blick über den wirklichen Gegenstand in seiner Unvollkommenheit hinweggleitet und erst an der reinen, überwirklichen Idee des Guten haften bleibt. Die religiöse Liebe

wendet sich gerade dem konkret wirklichen Gegenstande zu, mit all seiner Unidealität, und liebt ihn wieder trotz seiner Unreinheit.

Aber es ist wohl zu beachten, dass dies nun nicht einfach wieder sinnliche, « sentimentale » Liebe ist. Nicht um unsretwillen, zur Befriedigung unserer Triebbedürfnisse, lieben wir nun den ganzen Menschen, samt seiner Unvollkommenheit, sondern um Gottes Willen, weil er ein Geschöpf Gottes ist. Die Art dieser himmlischen Liebe ist nicht sinnlich, sondern geistig, wie die sittliche Liebe. Sie ist sogar nichts andres als die reinste sittliche Liebe, eben diejenige, die so rein ist, dass sie über die Idee des Guten hinweg zum Urgrund alles Guten, aber auch aller unvollkommenen Wirklichkeit zu schauen vermag. Kraft dieser religiös geläuterten geistigen Liebe lieben wir den Gegenstand nicht, wie es in sinnlicher Liebe geschieht, blind und kritiklos, nicht so, dass wir aus lauter Verliebtheit seine schlimmen Seiten nicht sehen. Wir behalten vielmehr das Unterscheidungsvermögen, wir behalten den geistigen Geschmack. Aber wir lieben trotzdem die ganze Wirklichkeit, mit eben der Liebe, mit der wir das Gute lieben; denn wir glauben, dass auch jene Seiten der Wirklichkeit, die vor dem sittlichen Ur-

teil als schlecht erscheinen, gottgewollt und daher im göttlichen Urteil doch auch « gut » und liebenswert seien.

Diese himmlische Liebe, weit entfernt davon, ein Rückgang zu sinnlicher Erotik zu sein, ist einfach die Ausweitung der geistigen Liebe, ihre Ausdehnung vom moralisch Guten auf alles Wirkliche, im Glauben, dass es uns nicht anstehe, nicht zu lieben, was Gott geschaffen hat. Sie ist gläubige Liebe, welche alles trägt, auch das Böse. Nicht dass wir nun in dieser Liebe alles sein liessen, wie es ist. Wir bleiben sittlich Liebende, und sittliche Liebe ist Verantwortlichkeit dafür, dass das Schlechte gut werde. Wir werden weiter an der Verwirklichung des Guten arbeiten, weil wir das Gute lieben. Aber diese Arbeit wird sich unter dem Glauben vollziehen, dass das Ungute in der Welt zwar zu bessern, dass es aber niemals zu verachten und zu hassen, sondern auch zu lieben sei. Wir werden das Schlimme an einem Menschen nicht in Verliebtheit schön färben, sondern wir werden ihm zur Befreiung davon helfen wollen. Aber wir werden ihn auch so schon lieben, wie er ist, mit allen seinen Unvollkommenheiten; denn wir wissen, dass er gerade so ein Kind Gottes ist.

